**Predigt im Rahmen der Predigtreihe „Meine Bibel“ – 15.01.2017**

**Christian Lehnert, Dichter und Pfarrer, Leipzig**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus.

„Meine Bibel“ - von ihr zu sprechen, bin ich eingeladen, und beginnen muß ich diese Predigt mit einer leisen Traurigkeit. Sie mischt sich für mich in das Intervall dieser beiden Worte „mein“ und „Bibel“. Denn ich bin als Kind nicht mit biblischen Geschichten aufgewachsen. Ich kenne nicht die Obertonreihe kindlicher Geborgenheit, die sich für viele mit biblischen Versen und Wortklängen verbinden. Keine Großmutter, kein Großvater erzählte mir von Mose oder von Abraham oder von Jesus. Ich habe später in meinem Leben viele, reiche und widersprüchliche, Erfahrungen mit biblischen Texten gemacht – aber die kindlichen Resonanzen, die sind mir verborgen. So will ich von zwei gegensätzlichen frühen Begegnungen mit „Meiner Bibel“ sprechen, die bezeichnenderweise vor allem Lesen biblischer Texte liegen.

Die erste Begegnung führt in meine frühe Schulzeit. Ich entdeckte ein Gleichnis Jesu, ohne dieses zu kennen, und erst später erfaßte ich den tieferen Sinn dessen, was ich damals sah: Es war

ein Keimling in einem Samen. Sieht man ihn unter einem Mikroskop, zeigt er seine ganze Rätselhaftigkeit und Schönheit. Da liegen schützende Schalen um eine Mitte, und dort teilen sich Zellen, angeregt durch Wärme und Feuchtigkeit. Sie wachsen in einer Form, die sie tief im Inneren wissen, in dem Gedächtnis ihrer Gene. Sie bilden feine Fasern, die sich gegen die Schwerkraft strecken. Haarwurzeln suchen nach Humus und Nässe. Im Biologieunterricht habe ich das mehrmals bestaunt. Was sich den Augen unter dem Mikroskop zeigt, wenn man einen aufgeweichten Samen, fein mit einem Skalpell durchschnitten, anschaut, ist so unbeschreiblich schön. Ganz abstrakte Formen, Kreise und Ovale, die ineinandergreifen – schöner als jede Graphik von Menschenhand, schöner als Zeichnungen von da Vinci und Rembrand. Wunder der Natur!

Zum Gleichnis wurde mir dieses Bild des Samens nicht durch die Worte Jesu, wenn er etwa sagte: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft / und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf uns wächst – er weiß nicht wie. Zum Gleichnis wurde das Samenkorn für mich durch unsere Biologielehrerin. Die alte Dame mit aufgesteckten grauen Haaren kam über einem Samenkorn, wenn wir mikroskopierten, regelmäßig ins Sinnieren: „Kinder“ so sagte sie, „Kinder, wie dieses Samenkorn, so wächst der Sozialismus. Wie ein Naturgesetz ist das, bald ist der Sozialismus groß wie ein Baum.“ Sie setzte dann ihre dicke Brille ab und sah lange und trüb in unsere Richtung. Wir Kinder wußten, daß sie jetzt blind war – für uns ein Moment von hoher Bedeutung. Sie würde nun mehrere Minuten monoton vor sich hin sprechen. Weinerlich und über eine Zukunft, die für uns völlig obsolet war. Es galt die Zeit auszunutzen. Für vergessene Hausaufgaben oder Kartenspiele, ja sogar seinen Platz in der Bank konnte man gefahrlos verlassen, wenn man sich nur nicht zu schnell bewegte. Das Risiko war kalkulierbar, denn die Lehrerin schloß immer mit demselben Gedanken, leise in die Schwermut ihres eigenen Atems gehaucht: „Kinder, wenn ihr Kinder haben werdet, dann werdet ihr das sehen, der Sozialismus, wie ein großer Baum …“

Nun, die Lehrerin hat natürlich etwas übersehen, was Jesus in einem anderen Samenkorngleichnis ganz klar sagt: Nicht jeder Samen findet Grund. Mancher auch nur in abstrusen Träumen und im engen Blumentopf der Ideologie. Nicht jeder Same wird zum Baum, mancher verdorrt. Zum Glück! Es gibt ja nicht nur willkommene Bäume!

Aber der Gleichnis-Charakter, der war im Samenkorn angelegt. Wir sprechen ja auch etwa von der Saat des Hasses oder des Friedens – je nachdem, und wir meinen: Aus ganz kleinen Zeichen wachsen große Dinge. Ich habe also als Kind das Gleichnis erlebt von seiner Bildseite her, ohne die verglichene Sache zu kennen – das Reich Gottes. Aber irgendwie schimmerte es schon damals auf und ich fühlte es, wenn ich durchs Mikroskop schaute. Ein Gleichnis verändert eben auch die Wirklichkeit. Das habe ich als Dichter später vielfach erfahren, wenn ich mit Metaphern umging. Die Welt bleibt durch den Vergleich nicht unberührt. So habe ich den Hauch des Reiches Gottes als Kind doch erfahren, ohne es zu wissen: Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft / und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; und der Same geht auf uns wächst – er weiß nicht wie.

In der Kindheit kann die Wirklichkeit durchlässig für die Transzendenz sein auch dort, wo sie keine Sprache findet. Ich erfuhr als Kind nichts von Gott. Der früheste religiöse Ausdruck, an den ich mich erinnern kann, war ein Opfer – gegeben ins Ungewisse. Ich war vielleicht acht Jahre alt. Am Morgen des ersten Weihnachtstages huschte ich noch in der Dämmerung ins Zimmer, wo die Geschenke lagen. Ein großes Päckchen aus Hamburg stand da. Davor lagen zwei Häufchen West-Schokolade, eins für mich und eins für meinen Bruder. Wir hatten abends erbittert gefeilscht um eine gerechte Teilung. Jetzt brach ich ein Stück von einem kostbaren Lindt-Weihnachtsmann ab und legt es draußen aufs Fensterbrett. Wozu? Ich fühlte mich so reich beschenkt, daß ich es nicht ertragen konnte.

An der gedanklichen Oberfläche negiert, konnten doch starke religiöse Kräfte brodeln. Der Gott, den es nicht gab, war stark gegenwärtig. Das war übrigens, als ich vor Jahren mit dem Komponisten Hans Werner Henze an einer Oper schrieb, die fast rituelle Ausgangsformel für unsere Gespräche über Religion. Der Marxist Henze war spirituell ganz wach und führte seine theologischen Überlegungen stets mit den Worten ein: „Gott, von dem wir bekanntlich wissen, daß es ihn nicht gibt ...“ Und so öffnete er das Tor für lebendige religiöse Spekulationen.

Dies ist ein Erbe meiner Kindheit, welches meine Religiosität und auch meine Bibellektüren prägt: Ich war als Kind in gewissem Sinn religiös, ohne daß mir Ausdrucksmittel dafür zur Verfügung standen. Ich habe seither das wache Gefühl behalten dafür, daß „Gott“, wenn man dieses schwer versehrte Wort schon verwenden will, immer tiefer und unterhalb aller Formen liegt, in denen er unter uns Menschen zur Erscheinung kommt.

Das liegt übrigens im Samenkorn-Gleichnis auch schon verborgen. Wir stehen – das sage ich heute als kritischer Bibelleser und Ausleger – in der Gefahr, das Gleichnis als moderne Menschen mit unserem Wissen von Biologie, von Erbgut und Genen, schnell falsch zu akzentuieren. Daß im Samen ein Erbgut schlummert, und daß es eine innere stoffliche Kontinuität zwischen Keimling und Herkunftspflanze gibt – das wußte Jesus nicht. Die Erfahrung, daß ein Same keimt, hatte für ihn, wie für jeden antiken Menschen etwas ganz Wunderbares, Unerklärliches. Darin zeigte sich je neu Gottes Schöpferkraft. Zwischen Same und Keim lag für Jesus ein Bruch – tief wie nur irgend denkbar. Das Samenkorn stirbt, aber: Neues Leben wird daraus.

Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat hat also zwei Gesichter. Ein offenes helles und ein dunkles Gesicht. Es sagte einerseits: Das Reich Gottes wächst mitten in dieser Welt, unabwendbar, es ist hier und heute bereits angebrochen. Das Reich Gottes ist aber anderseits ganz verschieden von allem, was wir verstehen und zuordnen können. Es ist nicht einfach da im Sinne einer Naturgesetzlichkeit, oder gar von einem Mechanismus. Nein, es geschieht nach Art eines Wunders – ganz dem Menschen entzogen.

So ist es mit „meiner Bibel“ geblieben, die Kindheit prägt ja stärker als wie je verstehen werden: Die Bibel ist wie kein anderes Buch fremd und nah zugleich. Fremd, wie der transzendente Gott eben nur fremd sein kann – und nah, weil er sich zeigt.

Damit bin ich bei einer zweiten Grunderfahrung – einer gegensätzlichen, denn es ist die Erfahrung des Einbruchs der Fremde. Auch hier habe ich eine Art biblische Erfahrung gemacht, ohne es zu wissen – und später, als ich Paulus las und studierte, habe sie wiedererkannt. Davon zu sprechen ist schwieriger:

Im Dunkel, Nachbilder wie Flammenkreise, als stürzte dieser kriechende, der züngelnde Raum in sich zusammen. Blendungen, sie schrumpften bald, rasten auf mich zu. Ich hob reflexartig die Arme. Aber ich konnte den Farben keinen Widerstand entgegensetzen, und alles fiel – in mich hinein. Die Panik wuchs: Ich war allein. In dem Stahlkessel. Und auch das war nur noch eine Vermutung, wo doch der Raum, besser: die schwarze Hintergrundfläche, sich immer weiter zusammenzog. Mir war schwindlig. Ich meinte kurzzeitig, auf dem Kopf zu stehen, oder drehte sich das Ganze? Wo kam ich her?

Immer dunkler …. Doch! Es war nun deutlich ein umschriebener Raum fühlbar. Ich war von der Leiter aus hineingesprungen, in die gekrümmte Enge. Ich mußte mich auf den Atem konzentrieren. Die unerwartete Luftknappheit machte mir Angst. Angst, die instinkthaft tief aus den Eingeweiden kam. Ich war es nicht gewohnt, bei körperlicher Anstrengung die Luft nur durch den Filter einer Gasmaske zu ziehen. Ohne Kontakt nach außen, eingehüllt in eine Gummihaut, hockte ich mich nieder, stand dann auf und suchte die Gegenstände, die ich hier haben sollte: eine Stirnlampe und einen Preßlufthammer ...

Mein Aufgabe war es, erstarrte Reste von Schwefelsalzen aus einem leergepumpten Kesselwaggon zu pickern, damit er wider vollständig befüllt werden konnte. Dies gehörte zu den Arbeiten in den maroden Chemieanlagen Leunas, für die sich in der DDR 1988 kein Zivilist mehr fand, trotz hoher Bezahlung. Die Bausoldaten konnten dazu befohlen werden. Ich hatte einen Preßlufthammer, Ohrschützer, ich hatte einen Helm und Arbeitshandschuhe und eine Gasmaske. Es gab irgendwo eine Luke, die ich derzeit nicht sehen konnte und durch die man mich wieder herausholen würde. Ich sah im Lichtkreis der Stirnlampe die gelben Kristalle, die Höhleninnenwelt und begann zu schlagen, zu hacken … Zu hacken, daß außer mir ein Geräusch sei … Aber der Lärm ergab keine Wirklichkeit … Ich war allein, nur ich, die Schläge, der Hallraum, nur ich, schlagend …

Warum, so werden Sie sich fragen, erzähle ich davon? Es ist dieser Moment in meinem eigenen Leben, die Isolation in einem Stahlkessel, von dem her ich die Grundsituation einer meiner biblischen Lieblingsfiguren, des Paulus, verstehe, als er beginnt, seine Briefe zu schreiben. Paulus war nach seinem sogenannten „Berufungsereignis“, seinem Sturz vor Damaskus, tagelang blind und verschlossen. Er aß nichts. Er wurde geführt, ohne Widerstand zu leisten, hockte stumpf in einem Haus in Damaskus. Sein Lebenskonzept war zusammengebrochen. Er war im Wortsinn: Niemand. Alles hatte er verloren, alle Stringenz einer Biographie, allen religiösen oder weltanschaulichen Halt, alle Sprache, ja alles, was wir heute Identität nennen. Gott war in sein Leben eingebrochen – traumatisch, und nun irrte Paulus um einen Krater, suchte nach Worten, um zu erfassen, was ihm geschehen war. Er begab sich auf hektische Reisen, rastlos, ein Getriebener. Und er schreibt im Brief an die Galater: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“

Die Bibel – sooft habe ich in ihr gelesen, Verse und Geschichten und Bilder meditiert. Vor aller Lektüre aber stehen diese beiden Erfahrungen, die ich heute als religiöse Urimpulse verstehe, als Prägungen, die nicht aus kirchlicher Sozialisation erwachsen sind, sondern quer liegen zu allen kirchlichen Verortungen.

Der eine Impuls leuchtet intensiv von den Bildern unter dem Mikroskop her: Wie aus einem Samen, unerkannt und ohne Zutun, das Reich Gottes wächst – so bin ich aufgenommen in ein Urvertrauen in die Gegenwart Gottes, der alles durchdringt, jeden Atemzug und jeden Gedanken, die Blicke der Kinder und den Blick des Hundes am Morgen, die überreifte Wiese und auch die nächtlichen Ängste.

Der andere Impuls pocht im Innern eines Stahlkessels: Dieser Gott ist zugleich nur erfahrbar durch einen Bruch hindurch zu allem, was ich von ihm weiß und verstehe und glaube. Er ist immer mehr, als ich sagen kann – und so bestimmt die Suche nach Worten, unabgeschlossen, alles theologische Reden, das Begiffsstammeln und das Bilderlauschen, die atemlosen Denkwege hinein ins Offene. Gott ist fremd und bricht als Fremder in unsere Wirklichkeit ein – und diese Fremde ist doch zugleich die Bedingung, um überhaupt von Liebe und Sehnsucht im Glauben sprechen zu können. Denn gibt es eine Liebe ohne Fremde?

Und so wird mir über diesen beiden Impulse, Geborgenheit und Fremde, doch ein besonderes Wesen „meiner Bibel“ deutlich. Dieses Buch ist für mich ein Lebensbegleiter geworden, und wie sonst nur seltene Gedichte, schenkt es mir immer wieder die Erfahrung, daß eigentlich nicht ich sie lese, sondern daß ich von ihr gelesen werde.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.